Die Eroberer von Polen.

Von **Georg Bernhard.**

Was wissen wir hier daheim vom Kriege! Vor wenigen Wochen erst bin ich durch die Rheinlande und das Ruhrrevier gefahren. Durch reiche Felder, durch Städte, deren Puls die Kriegswirtschaft beschleunigt hat, vorbei an qualmenden Schloten und ragenden Bergwerkstürmen. Den Einzelnen, der einen Lieben betrauert oder zu langsamer Gesundung pflegt, faßt wohl der Schmerz über das grause Völkerringen. Aber die Gesamtheit der Zurückgebliebenen lebt ein Leben, dem des Krieges Schrecken fernbleibt. Wie wenige unter uns wissen, welchen Dank sie dafür denen schulden, die siegreich für uns die Waffen führen. Sie sollten einmal hinausgehen in jene Länder, deren Aecker Schlachtfelder gewesen und deren Städte vom Granatenregen betroffen worden sind . . . .

Wenn man des Morgens hinter Alexandrowo mit noch schlaftrunkenen Augen hinter den Fenstern des Warschauer Schnellzuges die eintönige Landschaft an sich vorüberfliegen sieht, so erfaßt einen ein seltsames Gefühl. Man meint zunächst, daß der feuchte Morgennebel, der durch die Scheiben dringt, die fröstelnde Schlaffheit hervorruft. Erst allmählich wird man sich darüber klar, daß das Bild, das die Augen schauen, bei der seelischen Verarbeitung ein Gift zurückläßt, dessen Wirkung man in den Nerven verspürt. Schon in normalen Zeiten ist die Landschaft zwischen Alexandrowo, Kutno, Skierniewice und Warschau nicht sehr reizvoll. Aber wenigstens ab und zu wird die Einöde doch durch ein paar Sträucher oder eine dichte Waldung unterbrochen. Jetzt dienen diese Staffagen der Szenerie nur dazu, das Herz noch trauriger zu stimmen. Zerschossene Häuser rechts und links, deren Fachwerk von verbrannten Mauern herniederhängt, gelichtete Wälder mit verkohlten Stümpfen und dazwischen, je weiter man auf Warschau zukommt, die Greuel des russischen Rückzuges: glatt gewälzte Aecker und bis auf des Fundament niedergebrannte Gehöfte und Dorfschaften.

Noch ist alles ein riesiges Schlachtfeld. Schützengräben mit angehäuften Sandsäcken wechseln mit künstlich gefügten Unterständen, von denen die metallenen Schutzschilde mit den Oeffnungen für die Maschinengewehre im Lichte der aufsteigenden Sonne herüberblicken.

Weit und breit ist kein Mensch zu sehen. Ich bin in Belgien und in Flandern kurze Zeit nach den schweren Kämpfen gewesen. Auch dort war Zerstörung und Verwüstung zu sehen. Aber wie trostreich — und erinnernd an friedliche Zeiten — wirkte es, wenn man neben den beschädigten Dörfern die Bauersleute säend oder pflügend über die Fruchtelde schreiten sah. Hier in Polen aber scheint der Mensch ausgestorben zu sein. Wie ein Wunderbild wirkte der einzige Landmann, den ich während der ganzen Fahrt auf dem Felde sah.

Die Eisenbahnfahrt gibt jedoch nur die Konturen des traurigen Bildes. Das Automobil, das uns im Frieden die intimeren Reize der Landschaft öffnet, verschafft uns in der Kriegszeit den Einblick in die Einzelheiten der Schreckenswelt. Ich fuhr im Auto von Lodz nach Lowicz. Vorbei an der Bzura-Rawka-Stellung, vor der tatsächlich jeder Meter mit deutschem Blute gedüngt ist. Hier standen einst Dörfer. Was man jetzt von den Ueberresten sieht, ist vielfach nicht mehr als ein Erinnerungsschatten. Hier ragt eine Kirche turmlos, des Daches beraubt, auf dem leergeschossenen Marktplatz empor, dort ist die eine Seite der Dorfstraße von Häusern gereinigt, während die andere merkwürdig heil geblieben ist. Und längs der Chaussee ziehen sich Gräberreihen dahin. Deutsche und Russen bunt durcheinander. Unsere braven Krieger haben die toten Feinde als Kameraden geehrt. Sie haben ihnen ein ehrliches Begräbnis gerichtet. Auf vielen Kreuzen von rohem Holz sieht man die Aufschriften: „Hier ruhen zwei russische Krieger" oder: „Hier schläft ein russischer Soldat".

Während unserer Fahrt begann in weißen Flocken der Schnee herniederzurieseln. Er fog sich in unseren Pelzen fest und breitete über die Landschaft ein weißes Tuch, das in der aufkommenden Dämmerung allmählich eine gespenstisch graue Farbe annahm. Wir fuhren stumm durch das Schweigen. Jeder hing für sich seinen Gedanken nach. Wenn aber einer sprach, so merkten wir, daß jeder von uns vier das gleiche gedacht hatte: Glückhaft Vaterland, dem die Kraft seiner Krieger solche Schrecken fern gehalten hat! Dank und der allem Bewunderung den Tapferen! Man muß diese aufgeweichten Felder gesehen haben, über die der Kampf — nicht hinweggetobt, sondern — monatelang hinweggeschlichen ist, um zu begreifen, was Freund und Feind hier geleistet und ausgehalten haben. Wenn man das uns vor Jahren prophezeit hätte, daß nicht nur unsere Landleute, sondern Stadtmenschen mit feiner und überfeinerter Kultur in diesen Morästen, fern von jeder Bequemlichkeit, Monate hindurch kämpfen sollten, jedermann hätte am Erfolg gezweifelt. Jetzt, wo wir wissen, daß unser Sieg unbezweifelbare Tatsache ist, da bleibt nur Staunen und Dank. Noch in Lowicz selbst merkten wir deutlich, was russischer Boden bedeutet. Das Lowiczer Pflaster ist für deutsche Füße ein Verkehrshindernis. Die Lowiczer Rinnsteine sind unergründlich wie deutsche Waldseen. Und das Wasser in ihnen fließt wie in den reißenden Nebenflüssen deutscher Ströme.

Nur die Chausseen sind ausgezeichnet. Unser Auto, dessen eine Feder beschädigt war, jagte hindernislos dahin. Aber diese Chausseen sind deutsch! Wenn man die russischen Verkehrskarten sich ansieht, so bestanden sie alle bereits vor dem Kriege. Das heißt: das Geld war dafür bereits bezahlt, die Anliegerbeiträge waren vielfach sogar doppelt erhoben. Deshalb hatte man sich für verpflichtet gehalten, sie in die Karten einzuzeichnen. Aber deshalb waren sie noch lange nicht gebaut. Denn der Weg vom Staatssäckel zum Chausseebauer führte über die Beamtentaschen, die nichts wieder hergeben, was einmal in sie versenkt ist.

Wir Deutschen haben sie verbessert und zum großen Teile neu erbaut. Tausende von geworbenen Arbeitern sind herangeschafft worden, um die Pläne unserer Ingenieure auszuführen. Der Gegensatz zwischen diesen Chausseen, den aufgeweichten Wegen daneben, den verlotterten Brücken, die über die Gräben führen und das Pflaster von Lowicz, der zeigt uns, warum der deutsche Kulturmensch über Kosaken, Sibirier und Kirkiesen den Sieg davontragen mußte. Jene Chausseen, die sich heute durch ganz Polen erstrecken, sind ein Wahrzeichen deutscher Wissenschaft, deutscher Technik und deutscher Organisation. Sie zeugen aber gleichzeitig auch für die frisch zupackende Entschlossenheit, durch die die germanische Disziplinierthheit über die asiatische Indolenz gesiegt hat.

Wer die deutsche Organisationsarbeit in Polen recht verstehen will, der muß sie allerdings in ihren Zentren, in Warschau und in Lodz, aufsuchen. Ich maße mir nach den wenigen Tagen, die ich dort gewesen bin, nicht an, der deutschen Verwaltung eine Zensur auszustellen. Ich kann weder bewerten, was sie erreicht hat, noch kann ich entscheiden, ob die Wege, die unser Beamtentum im einzelnen gegangen ist, richtig waren. Aber eins habe ich gefühlsmäßig empfunden: Es wird mit einem Ernst und einer Vertiefung gearbeitet, die einen mit freudiger Genugtuung erfüllt. Wir Deutschen schlagen uns gern mit unseren Beamten herum. Wir dürfen auch unter dem Burgfrieden freimütig eingestehen, daß unsere Verwaltungsbeamten durchaus nicht fehlerlos sind. Aber schon im Frieden haben wir gern das Beste deutschen Beamtentums anerkannt: die peinliche Gewissenhaftigkeit, das Verantwortlichkeitsgefühl für das, was ihrer Sorgfalt anvertraut ist. Aber all' diese Beamte, die dort in Polen arbeiten, haben in langer Friedenszeit stets für ihr Volk und damit indirekt schließlich doch für sich selbst und für ihre Nachkommen gearbeitet. Der eine hat als Landrat den Kreis, der seine eigene Scholle barg, betreut; der andere hat als Richter durch seinen Rechtsspruch das, was ihm teuer war, geschützt; der dritte hat als Schulmann die Ideale seiner Jugend weitergepflegt. Dort drüben aber arbeiten sie nun alle auf fremdem Boden, für fremde Leute, deren Sprache sie nicht verstehen und deren Geist ihnen selbst da fremd ist, wo das verdorbene Deutsch dem Ohr gerade noch verständlich klingt. Sie verwalten ein Land, von dem sie heute noch nicht wissen, wem es morgen gehören wird. Aber sie arbeiten dort wie in der Heimat! Der kategorische Imperativ der Pflicht zwingt sie ohne Ueberlegung, den Posten, auf den sie gestellt sind, ganz zu erfüllen. Ob sie den deutschen Bauern, den polnischen Nationalisten oder den Juden im schmutzigen langen Rock verwalten, ist ihnen einerlei. Alle diese fremden Volkstypen gehören nun zu ihrem Amt, und damit stehen sie im Zwangsbereich ihrer Pflicht.

Als ich im Kasino der Warschauer Zivilverwaltung mich mit Exzellenz von Kries und seinen Dezernenten unterhielt, fand ich überall an den verschiedensten Gebieten Sachkenner, die über alle Verästelungen der Probleme, die um sie herum webten, unterrichtet waren. Hier und noch mehr in Lodz fand ich aber auch den Streit der Ressorts, der auf dem heiligen Eifer beruht, für den eigenen Schutzbefohlenen — für fremde und im Grunde doch vielfach feindlich gesinnte Menschen! — vom Nachbarressort das Beste zu erreichen. Hier genügte die Kartoffelversorgung nicht, wegen der man sich mit dem Zentralressort erst auseinandersetzte, dort wollte die Kohlenzufuhr, für die das Nachbarzimmer verantwortlich war, nicht genügend erscheinen. Ueberall die ernste Sorge für den Kreis der neuen Pflicht.

Wenn wir in Polen Chausseen bauen — weit, weit ins Land hinein —, wenn wir die sanitären Verhältnisse bessern, dem Flecktyphus zu Leibe gehen und ähnliche Dinge von zweifellosem Kulturwert verrichten, so möchte ich das doch gar nicht allzu hoch veranschlagen. Denn schließlich tun wir das ja nicht zuletzt auch zum Wohle unserer Truppen. Anders liegen die Dinge schon, wenn wir Schulen schaffen, für die heranwachsende Generation allmählich den Schulzwang einführen, den Juden Handwerksunterricht erteilen, polnische populäre Kurse errichten und Hochschulen schaffen. Das sind Dinge, an denen wir gar kein Interesse haben, und an die andere Völker als siegende Okkupanten niemals denken würden. Nichts jedoch scheint mir so charakteristisch für deutsches Wesen und deutsche Art zu sein als die Sorgfalt, mit der wir bei der Umgestaltung der Rechtspflege in Polen vorgegangen sind. Wir haben deutsche Richter nach Polen senden müssen, weil dort vorher russische Richter Recht sprachen und russische Notare testierten, die teilweise gar nicht mehr da, teilweise aber auch nicht gewillt waren, unter deutscher Herrschaft zu amtieren. Aber die deutschen Richter sprechen Recht nach polnischen und russischen Gesetzen. Wenn die Franzosen heute in der Rheinprovinz herrschten, sie würden ohne jede Ueberlegung selbst deutsche Richter, wenn sie vorhanden wären, zwingen, nach dem Code Napoléon zu judizieren. Unsere deutsche Justizverwaltung in Polen aber hat zunächst peinlich studiert, welches Recht im okkupierten Lande vorher galt. Das war nicht leicht. Denn im polnischen Zivil- und Strafrecht laufen viele Kodifikationen neben- und durcheinander. Unsere Verwaltung hat die russischen Gesetze ins Deutsche übersetzen lassen. Und nach diesen russischen Gesetzen und nach dem französischen Text des vielfach in Polen noch geltenden Code Civil — nach dem Recht also, das seit vielen Jahren die Bewohner Polens gewohnt sind —, werden sie von deutschen Richtern in deutschen Uniformen, mit deutscher Objektivität gerichtet. Wahrlich, kein Wunder, daß dieses Verfahren auch auf die Polen nicht ohne Eindruck geblieben ist. Nicht nur die Tatsache an sich, sondern vor allem auch die Schnelligkeit, mit der der Apparat errichtet wurde und sich einspielte. Selbst ein fanatischer Nationalpole, der mir über seine vielfach recht phantastischen Zukunftspläne einen langen Vortrag hielt, gestand mir, wie sehr seine Landsleute von Bewunderung darüber erfüllt waren, daß den deutschen Soldaten so schnell die deutschen Richter auf dem Fuß gefolgt sind.

Die Rechtspflege ist natürlich der Kriegslage angepaßt. Der Generalgouverneur steht allmächtig auch über dem Richter. Und die Kriegschefs haben in kriminellen Angelegenheiten bis zu ziemlich hohen Freiheitsstrafen eine große autokratische Gewalt. Das muß so sein. Es kommt eben darauf an, wie die Menschen beschaffen sind, die diese Gewalt ausüben. Ich bekam noch kurz vor meiner Rückkehr eine Probe davon. In Lowicz saßen wir im schwach beleuchteten Zimmer des Kreischefs. Dies Amt übt hier der junge Graf Posadowski aus, dessen Ehingen Kreise in seiner Vertretung als Landrat inzwischen sein Vater, „der Graf im Barte", versieht. Gerade als wir der Einladung des Kreischefs zu einem abendlichen Ungarweinschoppen Folge leisten wollten, meldete der Adjutant, daß noch zwei Holzdiebe vernommen werden müßten. Ich hätte den russischen Beamten sehen mögen, der nicht mit seiner Gesellschaft auf- und davongegangen wäre, unbekümmert um die armen Schächer. Der deutsche Kreischef aber zögerte keinen Augenblick. Wir traten mit ihm in den Vorraum hinaus, wo die Missetäter standen. Tief gebeugt, ein bärtiger Mann und eine kleine schwache Frau. Sie waren beide schon wiederholt abgefaßt worden, und man hatte sie deshalb zunächst einmal in die Haft gesteckt. Nun sollten sie ihre endgültige Strafe empfangen. Beide kauerten sich furchtsam zusammen, so daß sie neben dem langaufgeschossenen schlanken Grafen, dessen Dolch sich an seiner Seite wie ein Spielzeug verlor, beinahe zwergenhaft erschienen. Der Kreischef befragte die Delinquenten durch den Dolmetscher. Die Frau teilte mit, daß ihr Mann im Kriege sei, daß er verwundet bei ihr liege. Sie bat um Erbarmen. Der Graf drehte sich zu uns herum und sagte uns, daß die Holzdiebstähle zwar sehr stark überhand nähmen, daß die Leute aber in der Tat sehr in Not seien, und daß man bei aller Strenge sie nicht zu hart anfassen dürfe. Er inquirierte die beiden noch ein paar Minuten. Er überlegte wenige Minuten und ließ dann durch den Dolmetscher den Leuten verkünden, daß er diesmal von einer weiteren Strafe absehen wolle, daß sie aber bei einer nochmaligen Wiederholung scharf angefaßt werden würden. Die beiden Leute waren zunächst ganz erstaunt und glaubten den „Feind" falsch verstanden zu haben. Aus dem Tempo ihres Abmarsches schloß ich, daß sie doch wohl fürchteten, der milde Richter könne sich noch im letzten Augenblick widerrufen.

Dann gingen wir mit dem Grafen hinaus in sein bescheidenes Heim. Im Flur stand eine Anzahl von Juden, einige hatten noch ein Anliegen vorzubringen. Sie wurden in Ruhe angehört und freundlich beschieden. Sprach da der Kreischef von Lowicz oder der Landrat von Elbingen zu den Leuten?!

John Jacob Astor.

Seine Bedeutung für die geschäftliche und wirtschaftliche Entwicklung Amerikas von Elizabeth L. Gebhard in das rechte Licht gestellt.

„Wie sehr auch der große Finanzier sein Adoptivvaterland liebte und bewunderte, so hat er doch an gewissen Idealen festgehalten, die ihm in der alten Heimat eingeimpft waren, und die weder die Erfahrungen des Lebens, noch eine von seinen Jugendjahren so verschiedene Umgebung ihm abwendig machen konnten." So spricht Elizabeth L. Gebhard in ihrer soeben erschienenen Lebensgeschichte des ursprünglichen John Jacob Astor*) von dem Stammvater der Astor-Familie in Amerika. Und unter jenen Idealen oder Richtlinien sind verstanden deutsche Gründlichkeit, deutsche Schaffensfreude und Schaffenskraft, deutsche Redlichkeit, Umsicht und Voraussicht, Vielbewußtsein und die Einrichtung seines ganzen Lebens nach dem Motto: Wissen ist Macht!

Recht zeitgemäß ist das Erscheinen von Frl. Gebhards Buch — nicht bloß als eine angemessene Weihnachtsgabe, sondern hauptsächlich auch deshalb, weil es in eindringlicher Weise den Beweis liefert von dem Wert und der Unentbehrlichkeit der Mitwirkung eingewanderter Deutscher an dem Auf- und Ausbau der großen nordamerikanischen Republik — eine Tatsache, die gerade jetzt gewissen Elementen nicht deutlich genug unter die Nase gerieben werden kann. „Mit zum höchsten Lobe dieses berühmten Mannes," sagt die Verfasserin zum Schluß, „gereicht es, daß er sein Leben der Erschaffung von Gelegenheiten für die, die nach ihm kamen, widmete. Er hat Zeit seines Lebens Großartiges geleistet, und das Vollbringen von all dem, wofür ihm bei seiner unermüdlichen und seine Jahre ausfüllenden Arbeit keine Zeit blieb, hat er für seine Nachkommen möglich gemacht." Kurz und faßlich hat Arthur Butler Hulbert dasselbe ausgedrückt in den Worten: „Der Geist, der in John Jacob Astor wohnte, hat Amerika zu dem gemacht, was es ist."

In der landläufigen Auffassung von John Jacob Astors Sein und Werden und Wirken liegt eine kolossale Unterschätzung seiner unermeßlichen Verdienste um die kommerzielle und wirtschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten. Man hängt sich gemeinhin an das, was abenteuerlich erschien in Astors Leben, ohne sich bewußt zu werden, daß jede seiner Unternehmungen von einem genialen Gedanken getragen war, der ungeahnte Ziele verfolgte und unmöglich Erscheinendes in Taten umsetzte. Man pflegt sich ihn vorzustellen als eine Art „Lederstrumpf" mit Geschäftstalent, als einen Jäger und Trapper, der kühn in die Wildnis vordrang, mit Indianern sich anfreundete und es durch Pelzhandel zu immensem Reichtum brachte. (Nebenbei gesagt war an dem 20 bis 30 Millionen-Vermögen, das er bei seinem Tode hinterließ, sein Pelzhandel nur mit zwei Millionen beteiligt.) Den mythischen John Jacob Astor hat erst die Nachwelt sich ausgesonnen, den wirklichen wußten seine Zeitgenossen ganz anders zu bewerten; an seiner Bahre standen die angesehensten Staatsmänner, Finanziers und Gelehrten der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Denn man wußte und erkannte, was heute die meisten entweder nicht gelernt oder vergessen haben, daß sein Wirken bahnbrechend und seine Methoden grundlegend waren.

Niemand anders als John Jacob Astor hat den Weg gezeigt, auf dem der amerikanische Handel aus der Abhängigkeit von England befreit werden konnte, indem er seine Produkte nicht länger mehr an englische Unterhändler in New York verkaufte, sondern sie selber auf den Londoner Markt brachte. Niemand anders als John Jacob Astor hat die Häfen Chinas, das damals die führende Nation im Fernen Osten war, den amerikanischen Seefahrern geöffnet, indem er sich das Privilegium für das Befahren dieser Häfen von der East India Company in London persönlich zu verschaffen wußte. Niemand anders als John Jacob Astor hat den transkontinentalen Verkehr verwirklicht und mit der Gründung von Astoria an der Mündung des Columbia River den Weg vom Atlantic nach dem Pacific gebahnt. Mit der Opferung eines Vermögens allerdings, aber auch mit einem Wagemut, zu dem sich erst mehr als sechzig Jahre später Nacheiferer aufzuraffen vermochten.

Wissen ist Macht, und dieser von Hause aus nur mit einem dürftigen Dorfschulenunterricht ausgestattete Mann hatte ein ganz besonderes Geschick, sich Wissen aus jeder erdenklichen Quelle und von allen Richtungen her zu verschaffen und dieses dann im vollen Umfange seiner natürlichen Begabung zu verwerten. Die Lebensgeschichte John Jacob Astors wimmelt von anekdotischen Schilderungen dieser Art Wissenssammelns, das immer in die Form gemütlicher Plauderei oder naiver nendes Wesen, seine Leutseligkeit und seine Bescheidenheit im Auftreten, die er auch Erkundigung geltend war. Sein gewinnbaum nicht ablegte, als er zu den führenden und einflußreichen Persönlichkeiten im Lande gerechnet zu werden begann und die er bis zu seinem Lebensende bewahrte, kamen dabei wesentlich zu Hilfe. Er war Mann von echter Vornehmheit.

Dies alles ist in dem Buche von Frl. Gebhard auf Grund gewissenhaftesten Quellenstudiums in alten deutschen Chroniken und in amerikanischen Geschichtswerken mit liebender Sorgfalt geschildert. Diese liebende Sorgfalt macht die Lektüre des Werkes so ungemein anziehend, und sie erklärt sich zum Teil aus persönlichen Gründen. Denn die Verfasserin ist die Urenkelin des geschichtlich bekannten Rev. Dr. John Gabriel Gebhard, der während des Befreiungskrieges Pfarrer der vornehmen Deutschen Reformierten Kirche in Nassau Street war, durch den Einfluß der damals in New York mächtigen Tories seiner freisinnigen Predigten wegen aus dieser Stellung verdrängt wurde und eine Pfarre in Claverack im Van Rensselaer Gebiet am Hudson übernahm, in welcher Gegend seine Nachkommen weit verbreitet sind. Und dieser Dr. Gebhard war der Sohn des Pastors in Waldorf am Schwarzwald, der die vier Söhne des Metzgers John Astor eingesegnet hatte.

E. M. L.

*) THE LIFE AND VENTURES OF THE ORIGINAL JOHN JACOB ASTOR. By Elizabeth L. Gebhard, author of "The Parsonage Between Two Manors." With illustrations. Bryan Printing Company, Hudson, N. Y. 1915.

— Zu der vom deutschen Bundesrath beschlossenen Prägung von Fünfpfennigstücken es lieb.

Und nun kam plötzlich der Befehl: Wir müssen fort von hier. Niemand weiß wohin. Vielleicht nach dem Balkan, vielleicht nach dem Osten.

Noch einmal zieht St. A . . . an der Oise an mir vorüber. Noch immer sehe ich die Tafel mit den großen von Franzosenhand gemalten Buchstaben vor Augen: „Adieu, . . . te Division!"

Allerlei Gedanken schweifen in die Ferne, in die Zukunft. Werden wir im neuen Kampfgebiet auch so lange durchhalten müssen? Werden wir vielleicht . . .

Mir wird so seltsam zumute, als ob ich die Welt in ihrer Schönheit nicht mehr schauen sollte. Aber ein Ruck geht durch den Körper. Adieu, ihr Höhen an der Oise! Nur eine Bitte noch an dich, St. A . . .: „Behüte unsere armen Toten!"

Die entfesselte Donau.

Von **W. Urban.**

Wien, im November.

Die gewaltigen Eisenfäuste der Lastkräne am Praterufer greifen wieder über den grünschillernden Rücken des Stromes hinein in die Schiffsrümpfe und heben Kisten und Ballen ans Ufer. Die Riesenhallen der Lagerhäuser füllen und leeren sich wieder. Rauschend tauchen große Schleppdampfer zwischen den Granitpfeilern der Reichsbrücke durch auf ihrer eiligen Fahrt nach Süden. Schlote rauchen nieder, lange, schwarzgestrichene Lastkähne, die Bordwände tief ins Wasser gedrückt, schwimmen den Strom hinab. Die Donau ist befreit worden, und die große Stadt, das Herz des Reiches, pocht wieder in lauten Arbeitsschlägen, da seine Hauptader nicht mehr unterbunden ist. Mehr als ein Jahr lang war wie durch ein wahrhaftes, eisernes Tor die Donau bei Belgrad abgeschlossen, durch den serbischen Riegel versperrt. Den Schlüssel behielt einstweilen Rußland. Nun haben die Unseren den Riegel gewaltsam gesprengt und dem Strom die Fesseln abgenommen. Deutsche und ungarische Soldaten, blanke deutsche und österreichische Geschützrohre fahren auf seinem Rücken hinab in den Orient, ins Land der Märchen.

Es ist wie die Erfüllung eines uralten Völkertraumes. Die mächtigen Gitterwände der Reichsbrücke erzittern unter dem gleichmäßigen Tritt von Soldaten, die hinüber in die Stromauen, zu den Exerzierplätzen marschieren. „Bald geht's da herunter", sagt einer zu den dreien an seiner Seite und zeigt mit der Hand nach dem dunstverhangenen Osten, der Porta Hungarica, wohin die lichtgrünen Wellen seit Jahrtausenden in ewig gleichmäßigem Rauschen ziehen. Sicher einer von denen, die nicht viel mehr wissen von der Donau, als daß sie schön und breit und an sonnigen Tagen auch blau sei, daß der schönste aller Wiener Walzer ihren Namen trägt, und daß sich in ihren Wellen der Leopolds- und Kahlenberg und die Stadt des grauen Stefansturms spiegelt. Und doch klingt aus der Stimmung des jungen Soldaten heraus Sehnsucht und Ehrfurcht. Sehnsucht nach einem wunderbaren Erleben, dem die Wasser entgegenströmen, und Ehrfurcht vor dem mächtigen, breitwallenden Symbol dieses alten Reiches. Kein Volk der Erde ist so tief verwachsen mit der Natur wie das deutsche, keines hat eine so tiefe, ehrfürchtige Freude an seinen Bergen und Wassern, an Heimat und Wald. Wären unsere Gegner klüger als sie es Gott sei Dank sind, so fänden sie in dieser innigen Naturliebe ohne Mühe die Wurzel dessen, das sie deutschen Militarismus nennen. Wie im deutschen Einigungskrieg der Rhein zum schimmernden Band wurde, das alle deutschen Stämme umschlang, so wird in dieser Stunde, wo sich der Hammer des Kriegsgottes zu den letzten entscheidenden Schlägen hebt, die Donau zum Wahrzeichen der um ihre Freiheit kämpfenden mitteleuropäischen Völker. Vor fünfundvierzig Jahren sprengte der junge deutsche Riese die Kette, die ihn vom abendländischen Westen absperren sollte, und befreite den deutschen Rhein. Heute schlägt das zum gereiften Mann herangewachsene Volk mit stahlgepanzerter Faust das Tor am Donauufer bei Belgrad ein und erzwingt sich Wegfreiheit ins Morgenland.

Noch sind der Zukunft Lose verschleiert, und was in der Ferne sich bildet, nebelhaft und dunkel. Aber wer in diesen Tagen auf die neu belebte Wasserfläche blickt, auf der sich unermüdlich die Wellen kräuseln, dem steigt doch in seinem Innern frohes Ahnen auf. Dort das Schiff, das auf seinem Deck sorgsam mit Wachstuch verhüllte seltene Fracht trägt, wird morgen nach Süden eilen, an der erstürmten Serbenfeste, an Trajans Gedenktafel vorbei und am verbündeten bulgarischen Ufer landen. Und dann wird diese Fracht, die jetzt lautlos auf dem Rücken des Stromes hinabgleitet, auf den gelben Felsen Gallipolis furchtbar lebendig werden. Und den Rauchsäulen aller englischen Schiffsleviathane zum Trotz, die ohnmächtig auf der blauen Aegäis liegen, werden diese Geschütze auf sicherem Wege immer weiter nach Süden rollen durch das Land, in dem Milch und Honig fließt. Wenn einmal dort unten an der Grenze Asiens und Afrikas der Freiheitsschrei deutscher Kanonen durch die Wüste schallen wird, dann beginnen in Wahrheit die Mauern des britannischen Weltgebäudes in ihren Grundfesten zu zittern. Dann wird dem dünkelhaften Volk zu Mute sein, wie dem Megelagerer, der den friedlich Einherschreitenden überfiel und sich nun selbst an der Kehle gepackt fühlt. Dann mögen sich die bibelfesten Briten erinnern, daß ihr Stolz gebrochen wurde in dem Lande, wo der reinherzige David den Goliath erschlug, und am Fuße des Berges Sinai, auf dessen Spitze in die steinernen Gesetzestafeln der Menschheit die Worte des Gebotes eingegraben wurden: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut."

Noch an keiner Stelle des europäischen Kriegsschauplatzes ist dem siegreichen Vordringen der Verbündeten so rasch und augenfällig der wirtschaftliche Sieg gefolgt, wie an den Ufern der unteren Donau. Als die Festungsmauern Belgrads unter den Granaten zusammenbrachen, warfen die Heizer auf den ein Jahr stillgelegenen Donauschiffen Feuer unter die Kessel, und als die zweite serbische Hauptstadt die bulgarische Flagge hissen mußte, schäumten schon die Flußwasser unter den nordwärts pflügenden Schaufelrädern. Soviel goldgelben bulgarischen Maises als siebzig schwer beladene Eisenbahnzüge fassen können, schwimmt bereits im Stromgebiet von Wien, und in den rumänischen Häfen füllen sich endlose Schleppverzüge bis unter das Deck mit Brotgetreide, bestimmt für die Kinder und Frauen der Männer, die mit Kolben und Bajonett die Hungerschranken niedergeschlagen haben, die berechnender Krämergeist gegen ihre Heimat aufgerichtet hat. Riesenhaft wächst dieser Krieg über seine ursprünglichen Ziele hinaus, und es ist wahrhaft weltgeschichtliche und weltwirtschaftliche Arbeit, die da unten Brandenburger, Kurhessen, Bayern, Oesterreicher, Ungarn und Bulgaren geleistet haben. Nicht mehr allein um die Bestrafung des prahlerischen Gernegroß an der unteren Donau stampfen preußische Marschbataillone serbischen Boden. Nicht allein die Gier nach dem Besitze von Görz und Triest läßt die Leichenmauern am Isonzo sich auftürmen. Der deutsche Kaufmann sollte in seinem Kontor eingesperrt werden. Das unglückliche Serbien mußte sich mit Schuld beladen, weil es zum Riegel ausersehen war, der den Zugang zur Bagdadbahn und den Landweg zum Suezkanal verschloß, und Italien war bestimmt, das Adriator zu sperren. Wenn man von der Wiener Reichsbrücke hinübersieht nach Süden, dann kann man die Dampfwölkchen der Züge der Aspangbahn erkennen. Jener Bahn, die vor Jahrzehnten gebaut, schon damals als kürzeste Verbindung zwischen dem deutschen Norden und Saloniki gedacht war. Eines Bahnstückes von kaum mehr als hundert Kilometer nur hätte es bedurft, von der Südgrenze Bosniens bis zu dem jetzt zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangten Mitrowitza durch den damals noch türkischen Sandschak Novibazar. Und doch hat schon vor acht Jahren, als Oesterreich und die Türkei diese Verbindungsstrecke in Bau nehmen wollen, England sein schwerstes diplomatisches Geschütz dagegen aufgefahren, und unverhüllt mit Verwicklungen auf dem Balkan gedroht. Das prophetische Wort Heinrich Heines, alle Wasser des Ozeans werden nicht hinreichen, die Blutschuld abzuwaschen, mit der sich Albion beladen, gewinnt in unseren Tagen neue unheuerliche Bedeutung.

Gleichwie auf dem Grunde des Rheins die Rheintöchter, so treibt in den Fluten des Donaustromes das Donauweibchen ihr Wesen; es hat einmal prophezeit, daß alle Völker, die von dem Wasser der Donau schöpfen, reich und glücklich sein werden. Dann wäre allen Deutschen Heil widerfahren und erklärt, warum alle deutschen Stämme, wie ein zweiter lebendiger Strom aus Menschenleibern nach Belgrad auszogen, der Donau die ihr bei Orsova auferlegten Fesseln abzunehmen. Denn sie gehört erdkundlich allen, nicht nur den Würtembergern, Bayern und Deutschösterreichern. Rhein, Elbe, Oder vermischen längst durch künstlich gezogene Kanäle ihre Wasser mit dem ihren, und auch die ersten Spatenstiche zu dem Bau der Weichsel-Oderverbindung sind schon vor dem Kriege getan worden. Ueber die mächtigen Brücken der Ost- und Nordwestbahn donnern die Eilzüge, die von Bodenbach den Nord- und Westverkehr des Deutschen Reiches nach dem Süden tragen. Ein paar Tage noch, und die langen, prächtigen Eisenbahnwagen werden Aufschriften tragen, die dem Hamburger, Kölner und Brüssler Kaufmann wieder die ungefährdete Reise nach Konstantinopel und Bagdad verbürgen. So ist auch die Zeit nicht mehr fern, wo die Wimpel der Hansastädte und der Ostseereedereien auf der Donaufahrt nach Süden und Ostern flattern werden. Noch ist der Kanonendonner nicht verstummt, aber wir alle fühlen schon, wie sich in den siegreich vorwärtsdrängenden Staaten gewaltige Kräfte regen, wie das schwere Sterben abgelöst werden wird von neuem, zum Licht strebenden Leben. Dann mag der mächtige Donaustrom auf seinem breiten Rücken die Erzeugnisse deutschen Fleißes nach dem Osten tragen, und deutsche Kultur im Morgenland Wege ebnen helfen, wie seine kristallklaren, frischen Wasser aus deutschen Bergen schon seit Jahrtausenden die unendlichen Mais- und Weizenfelder der östlichen Tiefebenen befruchten.

Abschied vom Feindesland.

„Behüte unsre Toten." — Wie sich der Feldgraue in der Fremde heimisch fühlte.

Ein norddeutscher Arbeiter, der seit Beginn des Weltkrieges an der Westfront stand und dessen Truppenteil jetzt nach einem anderen Kriegsschauplatz verschoben wurde, widmet der alten Stellung in einem der sozialistischen Münchener Halbmonatsschrift „Die Glocke" übermittelten Feldpostbriefe folgende Zeilen:

„In der letzten Nacht vor unserer Ablösung hatten die Franzosen eine Tafel vor unsere Drahtverhaue gestellt, auf der in Riesenbuchstaben zu lesen war: „Adieu, ... te Division!" Viele unserer Kameraden lachten über die Aufmerksamkeit unseres Feindes, die ihm doch jedenfalls das Zeugnis großer Schneidigkeit ausstellt. Andere wieder wunderten sich, daß der Gegner über die Truppenverschiebung unterichtet war. In mir erweckte der Abschiedsgruß von jenseits der Front andere Gefühle.

Ein rundes Jahr haben wir uns gegenüber gelegen und uns gegenseitig nichts vergeben. Trotzdem wage ich zu behaupten: Gehaßt haben wir uns nie! Von uns kann ich das bestimmt sagen. So sind wir also fast die ganze Zeit hindurch — wenn auch nicht Freunde — aber doch Kameraden geblieben.

Ueber ein frisches, noch wenig aufgeräumtes Schlachtfeld hinweg kamen wir zu Beginn des vorigen Herbstes hier an. Da lagen noch Pferdeladaver, Tornister, zerbrochene Gewehre, Konservendosen und die hundert anderen Dinge, die auf einem verlassenen Kampfplatze zu finden sind. Und gleich am ersten Abend ging ein mörderischer Bleihagel auf uns nieder. Der nächste Tag war ruhig. Wir konnten feste Stellung fassen. Unterstände nach den heutigen Begriffen kannten wir nicht. Ganz gewöhnliche Erdlöcher dienten uns als Unterschlupf. Der Graben selbst war notdürftig für stehende Schützen eingerichtet. Gleich traten Axt und Beilpicke, Schaufel und Spaten, Hammer und Stemmeisen in Tätigkeit. Und diese Arbeit ist unsere Losung geblieben. Das ganze Jahr hindurch, bei Tag und bei Nacht. Da galt es zunächst, unseren Graben nach besten Kräften für die Verteidigung einzurichten. Bei Nacht und Nebel, in Wind und Wetter huschten wir lautlos, gespensterhaft vor unsere Hinderlung umher und bauten unsere Hindernisse. Wir legten Horchstollen an und begannen uns einigermaßen wohnlich auszustatten. Allmählich trugen die Erfahrungen des Stellungskrieges ihre Früchte. Unterstände wurden gebaut. Eine Art immer noch besser und sicherer als die andere. Alles zur nächtlichen Zeit.

Nur der Mond war bisweilen unser stiller Begleiter in der Einsamkeit. Die Arbeit häufte sich. Es wurden hinter unserem Rücken Stellungen angelegt. Eine immer noch stärker als die andere. Eine Hindernisreihe hinter die andere. Eisen und Beton traten auf den Plan. Und ganz allmählich ward aus der Stellung im ganzen eine Mauer aus Eisen und Stahl. Schier uneinnehmbar. Heute stehen wir selbst mit Bewunderung vor dieser grandiosen Arbeitsleistung, trotzdem wir inzwischen mit allen Schlichen und Ränken des modernen Stellungskr